

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

42]

Roman von M. E. Belle Grazie.

Aber nein, nein. Auch er hatte ihm nichts mehr zu sagen — auch er nicht! Er hing ja selbst am Kreuze, wie alle, die arm und elend waren. Und ob die Menschen dieses Kreuz später auch erhoben — in jener letzten, fürchterlichsten Stunde hatte auch er sich nicht helfen können. Nicht helfen wollen — raunte ihm noch einmal sein alter Glaube zu. Leise, scheu, wie mit der zitterigen Stimme eines Greises. Aber Jüry wußte das jetzt besser. Wie es damals die Juden besser zu wissen glaubten. „Steig vom Kreuze, wenn Du Gottes Sohn bist.“

Er machte einen Schritt nach vorwärts, trat auf etwas Festes: der Kranz — Annaliesens Kranz! Wieder packte ihn der Schmerz wie ein wildes Tier, schlug ihm die Pranken ins Herz, in das weiche Vaterherz, in dem nun noch eine andere Wunde brannte, ein Feuer lehte, an dem sich alles entzünden konnte: der Haß, der Wahnsinn, das — Verbrechen.

Oder wußte er, was er tun würde, wenn der „gnädige Herr“ ihm zufällig in den Weg kam?

Was der Wirron getan hat! schrie es in ihm auf, und wie eine Lust war es, diesem Schrei nachzuhorchen: so recht tief in sich hinein — in die Abgründe hinab, in denen kein Gott mehr wohnte, keine Angst vor einer Tat, die hier unten nicht schlecht sein mußte, weil sie dort oben dafür galt.

Wo oben?

Langsam, wie frierend, zog er die alten Schultern empor; stierte in die aschfarbene Dämmerung hinein, lächelte vor sich hin, halb blöde, halb schmerzlich. Wo — oben? Ja, wenn er das noch gewußt hätte! Er, der seinen Gott und seinen Himmel verloren.

Nur die Erde spürte er noch, diese Erde, auf der solches möglich war!

Sein stummer Blick lief die Gräberreihen entlang, bekam plötzlich wieder Leben. Wer — war er denn wirklich so dumm gewesen, all seine Tage lang, daß er nicht einmal das gesehen, was ihm der Friedhof selbst entgegenhielt — mit dem Grab und jenem dort und diesem da? Dieser uralte Bauernfriedhof?

Unter dem versunkenen Hügel dort lag der alte Naz. 's Petern Tommerl sein Naz, wie die Leute ihn einmal heißen, nach uraltem Brauch dem Namen des Enkels zugleich jene des Vaters und Großvaters ansagend. Wenn Jüry eine Weile nachdachte — und er war ja selbst schon ein alter Mann — konnte er sich des Naz noch recht gut entsinnen, obwohl Niklas Jüry damals noch keine sechs Jahre zählte. Aber 's Petern Tommerl sein Naz, ja, ja, den sah er noch immer vor sich! Sah ihn vor sich, wie er ihn in seiner Kindheit geseh'n, als eine Art Schreckbild. Nicht weil 's Petern Tommerl sein Naz etwa so „schlach“ gewesen. Behüte! Der tiefgebeugte Nacken des Alten trug das schönste, sanfteste Greisenantlitz, das man sich nur denken konnte. Die Angst kam vielmehr von dem Drohworten der Mutter her, die ihre ungebärdigen Zungen mit dem Ruf zu schrecken pflegte: „Seid's stad, sunst kimmt der gnädige Herr und haut em' budlet, wie 's Petern Tommerl sein Naz!“

Das war so gang und gäbe im Dorf. Kein Mensch fand etwas dabei — selbst der Enkel des „gnädigen Herrn“ lächelte, wenn er vorüberging und über irgendeinen Baum hinweg zufällig jene Worte hörte. Denn, es ließ sich nicht leugnen — was die Mütter ihren Rangen androhten, war wirklich geschehen. Anno so und so viel hatte der „gnädige Herr von dazumal“ den kleinen Naz „budlet“ schlagen lassen, weil er der Geliebten des gnädigen Herrn nicht „küß" die Hand“ gesagt, wie eben Kinder tun, die zu Hause reden hören — sie wissen nicht, was, und sich in ihrer Unschuld danach, gehalten — sie wissen nicht, warum!

Und die Bauern von damals wären noch so hündisch, daß 's Petern Tommerl sein Weib selbst zum Herrn Grafen ging und unter einer Flut von Tränen und Beteuerungen für die „gnädige Straf“ dankte, mit dem Bemerkten, daß es „no long nit quua Prügl g'west war'n!“

's Petern Tommerl Nazens armer „Budlet“ schien einer anderen Meinung zu sein. Denn die schwache Wirbelsäule begann sich schon langsam zu krümmen — immer tiefer, immer devoter . . . bis 's Petern Tommerl sein Naz ein- für allemal wußte, wofür er und seinesgleichen einen „Budlet“ hatten.

Wie gut sich Jüry plötzlich entsann, so lang das auch schon her war, bis auf das immer gleiche Lächeln des Alten. So gut, daß ihm plötzlich die ganze Seele davon brannte — von diesem immer gleich geduldigen, gleich wehen Lächeln.

Wie magisch angezogen wankte er dem verlassenem Grab zu, sank davor ins Knie . . . dö's wor 's Petern Tommerl sein Naz, murmelte er wie geistesabwesend vor sich hin. Und er war seinerzeit an ihm vorübergegangen, hatte sich nichts gedacht dabei — nicht als Kind, nicht als Mann. Warum war ihm plötzlich, als müßte er sich ins Gesicht dafür schlagen? Aber beten — nein, beten konnte er nicht mehr, nicht ein einziges Vaterunser. Möchte unser Herrgott dazuschau'n, welche Auskunft über seine Vorsehung und Güte er dem armen „Budlet“ gab, der sich unter diesem Hügel ein- für allemal vertrocken!

Berge von Blumen hätte Jüry auf den zusammengebrochenen Hügel häufen mögen. Doch er hatte nur die paar Aestern für seine Annaliese, das bißchen Sinngrün und Eisen. So brach er einige Blüten aus dem Kranz und ließ sie zwischen die Brombeeren gleiten, die wirtz und dornig den kleinen Hügel überranften.

Er erhob sich, taumelte weiter. Wie von einem einzigen dumpfen Instinkt fortgeschoben, der ihn zu jenen drängte, zu denen auch er jetzt gehörte — zu den Entwürdigten und Niedergetretenen.

Vor einem ganz kleinen, ganz schmalen Grab blieb er wieder stehen, und das war — das war . . . Er hatte den Finger wie nachsinnend an die Lippen gelegt. Nun biß er plötzlich hinein.

Unter dem Hügel lag ein Kind, das ein Heger des „gnädigen Herrn“ langsam zu Tode geprügelt, weil — ja weil es eben nicht sein Kind war. Wollte die Mutter sich des kleinen Märtyrers annehmen — drohte ihr der Gatte, sie selbst totzuschlagen und dann erst noch alles zu verraten. So schweig sie, sah zu — ließ es gescheh'n. Sie brauchte nicht allzu lange zuzuschauen. Aber ihr selbst wurde „'s lezt nit quat davon“, wie die Leute sagten. Ein Jahr später trug man auch sie heraus.

„'s Walloner sein Weib!“ stieß Jüry hervor. Es war, als griff ihm eins an die Kehle, stieß ihn zurück. War ihm die nicht auch ein Vergernis gewesen, so oft sie ihm über den Weg lief? Einmal! Wann? Wie lang ihm das alles her schien, nun er da stand, ein ganz anderer, ganz — Fremder, einer, den er selbst noch nicht recht kannte. Aber . . . man hatte sie doch in die geweihte Erde betten dürfen. Sie war eines natürlichen Todes gestorben, wie man so sagte, während . . . Erst jetzt trat die ganze schreckensvolle Wahrheit in sein mühsam arbeitendes Gehirn. Gab seine Scham und sein Haß langsam, langsam auch dem letzten Naum: der Besinnung des Zusammenhanges zwischen Wirrons Enthüllung und Annaliesens letzter Tat. Nicht ertrunken war sein Kind — die Schande hatte es in dem Tod gejaht, die Schande!

Er legte die bebende Hand vor die Augen, wie um besser zu sehen. Sah alles so gut mit einemmal, als wär' er selbst dabei gewesen, wie sie aus der „Schweighütte“ schlich, weiter und immer weiter lief, dem Tod entgegen.

„Annaliese!“ schrie er auf, über das entsetzliche Gesicht die Wirklichkeit vergessend, machte einen grotesken Satz über all die armen Hügel hinüber, stolperte über Kreuze und niedergebrochene Grabsteine, streckte die Arme aus, wie nach einem vor ihm herflüchtenden Schemen. . . . Wollte sie fassen, zurückreißen — und fand sich plötzlich mit dem Quälgeschrei des Erwachenden am Grabe seines Kindes wieder.

„Und dö's — und dö's“ stammelte er. Seine Stimme brach — die zitternden Vaterhände strichen mit einer Gebärde tastender Bärtlichkeit über die frierenden Schollen hin . . . „dö's wor Jürys Annaliese!“

Sein Haupt sank nach vorne, der zitternde Riefer schlug an den Rand des Hügel, seine Tränen machten die harte Erde weich. . . . Aber Annaliese blieb stumm.

Als er sich erhob, sah die Nacht vom Himmel. Der Nebel

zog seine nasse Schleppe über die Gräber, Der Wind war eingeschlagen, wie ein müde geweintes Kind.

Stumm legte Jüry seinen Kranz auf den Hügel, sah um sich mit einem weiten, starrten Blick. Das waren die Toten. Mit denen hatte er gelebt bis heute, ohne es zu wissen, still, stumm, geduldig. Nun mußte er hinab und den Lebenden sagen, wie es sei, wenn man vom Tod erwache, denn sie sahen ja auch nichts, lebten weiter, einen Tag wie den anderen; still, stumm, geduldig, ein zweiter Friedhof; gerade nur, daß seine Toten herumgingen und sich alle Sonntag vom Pfarrer etwas weiß machen ließen. Nun wollte er ihnen die Augen öffnen. Möchten nur wieder die Gendarmen kommen und die Draben und all die anderen Totengräber und Totenwächter der öffentlichen Ordnung und einer „gnädigen Obrigkeit“! Er fürchtete sich nicht mehr — nein, denn er war ein solcher geworden, der alles verloren hatte, und nun kam, um das alles wieder zurückzufordern. Die hatten sich vor ihm zu fürchten. Vor ihm, der nicht einmal einen Gott mehr hatte!

Mit tastenden Schritten fand er zwischen den Gräbern heraus, schritt an dem ragenden Kreuz vorüber, ohne es mit einem frommen Gruß zu ehren. Wozu auch? Das war nicht mehr der Gott, der auf Golgatha für die Armen und Elenden sein Blut vergossen hatte, das war ein Gott für die „gnädigen Herren“, darum liebte sie ihn überall aufstellen, natürlich, damit ja kein Armer und Elender vergaß, „daß auch sein Reich nicht von dieser Welt sei“. Diese Welt hatten die „gnädigen Herren“ unter sich geteilt, bis auf der armen Leute Kinder, die einen schlugen sie „bucklet“, die anderen . . . Aber nein, nein, nein. Er durfte nicht daran denken, nicht jetzt, wenn er nicht wahnsinnig werden wollte.

„Schön stad sein,“ sagte er sich, „und schlau, und oll's hübsch einfadeln, wie die gnäd'gen Herr'n, bis amol die große Muserstehung do war, 's letzte G'richt!“

Als er zwischen das Friedhofstor trat, raschelte es im Gras. Ein dunkler, geschmeidiger Tierkörper glitt an ihm vorüber, tauchte im Dunkel unter, verschwand. „Ein Marder,“ dachte Jüry. Unter allem Raubzeug war gerade dieses ihm stets das verhassteste gewesen, weil es sich so lautlos heranzuschleichen wußte, so grausam würgte, nicht bloß, um seinen Hunger zu stillen, aus reiner Gier nach Blut. Einmal hatte Jüry seinesgleichen im Hühnerstall erwischt. Plötzlich sah er alles wieder: die lachenden Augen des Würgers, in deren Pupillen die Wollust des Vertilgers glänzte, die letzten Bückungen der Opfer. . . „So kummt i' irzt über dem liegen!“ gurgelte es in ihm auf. Noch leise, schau, wie ein Laut aus abgründigen Tiefen.

Er blieb stehen, schloß mit zarter Hand das Tor hinter sich, als könnte seine Annaliese erwachen, wenn es allzu hart zufiel. Plötzlich gab es ihm förmlich einen Kuck. Er hatte den Birron nach jener Lat auf freiem Felde festgenommen, ihn bei sich eingeschlossen und gehütet, wohl gehütet, damit er nicht am Ende auch dem „gnädigen Herrn“ anginge. Er lachte, dumpf, heiser . . . war das wirklich er gewesen? Unglaublich, was man alles erlebte — an sich! Wie zwei Menschen, die einander nie gefannt und nie gesehen, stand der eine Jüry hüben, der andere drüben — und nicht einmal Gottes Macht fand mehr von dem einen zu dem anderen.

Durch die dicke Luft kam ein weiches Getön. Die Kirchenglocke läutete den Abendgruß der Erde an die Mutter des Herrn. Noch zu Mittag hatte sich Jüry mit zitternder Hand die Mühe vom Haupt gerissen, um zu beten — mitten im Sturm, auf freiem Felde. Auch jetzt überkam ihn etwas. Aber er kniff die Augen ein und rührte keine Hand; drückte sich im Dunkeln weiter. Es war die letzte bauerliche Empfindung, die sich in ihm regte: die Scheu vor dem offenen Bruch. Aber seine Zähne knirschten aneinander: „Zustament nit!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eines Arbeiters Weib.

(Schluß.)

Etwa ein Jahr war vergangen, da klopfte es eines Abends an Karl Wilhelm Försters Tür. Ein hochgewachsener Mann trat ein. „Frau Marie Förster?“ fragte er und verneigte sich bekommen vor der Frau, über deren Wangen eine schnelle Blässe huschte.

„Die bin ich! Und was wünschen Sie von mir, Herr Reinhold Wolfram?“

Einen Augenblick räusperte sich der Andere verlegen. Dann fuhr er fort:

„Ich möchte meinen Sohn von Ihnen zurück haben, Frau Förster!“

Wieder erschien die Blässe auf Ihren Wangen.

„Ihren Sohn?“

„Ja! Meine Verhältnisse haben sich gebessert; er kann wieder bei mir leben und es soll ihm gut gehen — —“

Es flammte in ihren Augen auf.

„Zum zweitenmal wollen Sie mir den Knaben nehmen? Jetzt, nachdem er sich an uns gewöhnt, nachdem er mich als seine Mutter lieben gelernt hat?“

Ein kühles Lächeln spielte um die blassen Lippen Wolframs.

„Kinder vergessen schnell!“ sagte er.

„Aber sie gehen auch leicht zugrunde, wenn man sie beständig aus einem Boden hinüberpflanzt in einen anderen.“

„Es ist der väterliche Boden“, fiel Wolfram ein.

„Kein sicherer Boden, Herr Wolfram“, entgegnete Marie mit leiser Schärfe, „wie die Vergangenheit gelehrt hat.“

„Aber diesmal wird er sicher sein.“

Einen Augenblick überlegte Frau Marie, ehe sie antwortete:

„Und wenn ich den Knaben nicht herausgebe?“ fragte sie.

Herr Wolfram zuckte die Achseln.

„Sie werden anderen Sinnes werden — ich will Sie reich entschädigen — —“

Da fuhr Frau Marie auf.

„Seid? Ach, das Nachtmittel der Reichen? Sehen Sie, Herr, bei mir verfangt das nicht! Gehen Sie!“

Herr Wolfram ging. Frau Marie aber stürzte fliegenden Atems in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, beugte sich auf den schlummernden Reinhold nieder, und heftig und stürmisch tat sie es, daß der Knabe davon erwachte und sie verwundert anschaute. Sie aber zog ihn an sich und fragte:

„Bei wem willst Du bleiben, Kind? Bei Deiner Mutter oder Deinem Vater?“

Hoch auf horchte der Knabe.

„Mein Vater?“ fragte er. „Ist er denn wieder da?“

„Ja, ja! Und bei wem willst Du bleiben, mein Liebling?“

„Bei meiner Mutter! Bei Dir!“

Da neigte sie sich über ihn und lange lagen sie in stummer Umarmung. — —

Herr Wolfram aber war stärker als die beiden. Er erwirkte eine gerichtliche Verfügung, nach der ihm das Kind gegen Zahlung einer angemessenen Entschädigung für die im vergangenen Jahr aus-gewendeten Unterhaltskosten auszuliefern sei.

Und mit dieser Verfügung in der Hand kam er wieder.

„Ich bitte um meinen Sohn!“ sagte er.

„Es ist auch mein Sohn!“

„Das Gericht spricht ihn mir zu!“

„Und ich habe ihn mir durch die Mutterliebe erobert! Wo aber war ihre Vaterliebe für das Kind? Gaben Sie es nicht leichten Herzens dahin, als Ihr Lebensschiff ein Leck erhielt? Gaben Sie es nicht dahin, weil Sie nicht den Mut hatten, ihm wirklich Vater und Ernährer zu sein? Und jetzt, wo das Kind Sie fast vergessen, wo es sich an uns gewöhnt, wo es uns sein Herz geschenkt hat, jetzt kehren Sie wieder und verlangen das Kind, dessen Liebe Sie nicht mehr haben?“

Herr Wolfram senkte die Stirn.

„Das Gericht — —“, sagte er stöhnend.

Frau Marie wandte ihm den Rücken.

„Lassen Sie das Gericht nur kommen!“

„Sehr wohl! Ihr Wille geschehe — das Gericht wird kommen.“

Und das Gericht kam und nahm ihr den Knaben. Aber zwei Tage darauf war er zurück. Wie einst vor Jahresfrist der Mutter, so war er jetzt dem fremdgewordenen Vater davongelaufen.

„Ich bleibe bei Dir, Mutter,“ rief er und klammerte sich angstvoll an sie.

Und wieder kam das Gericht. Aber als der Gerichtsvollzieher den Knaben holen wollte, sprang er davon, und ehe ihn jemand halten konnte, stürzte er sich in den nahen, reißenden Bergstrom. Auf und nieder sah man sein lockiges Haupt tauchen. Ein Schrei aus Frauenmund, im Nu war die Mutter bei ihm, und nun kämpfte sie mit den Wellen und ihr Kind. — — —

Die Elemente waren freundlicher als die Menschen: sie gaben ihr den Sohn wieder. Mit Heldenmut entriß sie ihm dem Tode. Aber schon am anderen Tage war der Gerichtsvollzieher aufs neue da.

„Ich muß gehorchen!“ sagte er bedauernd.

Da gab Frau Marie das Kind heraus.

„Nehmen Sie ihn!“ sprach sie. „Ich bin nur eines armen Arbeiters Weib und kann nichts gegen die Uebermacht! Der Knabe soll mit Ihnen gehen!“

Und freundlich sprach sie dem Kinde zu, so daß es dem Gerichtsvollzieher folgte.

Tränenden Auges aber sah Frau Marie dem Davonschreitenden nach. — — —

Wieder waren Monate bergangen. Da kam ein Brief. „Reinhold liegt im Sterben. Kommen Sie zu ihm.“

Frau Marie fuhr hin. Und da sie vor dem leuchtenden, in schwerem Fieber liegenden Knaben stand, sagte sie ruhig:

„Er wird nicht sterben! Er soll nicht sterben!“ Sie wich nicht mehr von seinem Bett. Am vierten Tage ließ das Fieber nach, der Knabe schlug das Auge auf:

„Mutter, meine Mutter!“ schrie er. „Bist Du da? Bleib doch! Ohne Dich muß ich ja sterben!“

Sie küßte ihn und legte ihm die Hand [auf die fieberheiße Stirn.

Und dann erhob sie sich und trat festen Schrittes vor Herrn Reinhold Wolfram:

„Wem soll das Kind gehören?“ fragte sie. „Das Kind, dem ich zweimal das Leben rettete und das an mir hängt?“

Der Angeredete neigte die Stirn:

„Es soll Ihnen sein, Frau Marie! Ich verzichte! Denn ich sehe, Ihre Liebe ist stärker, als die meine — sie hat den Tod bezwungen — das kann die meine nicht!“

Leisen Schrittes ging er aus dem Zimmer.

Frau Marie aber neigte sich über den Knaben und fragte ihn:

„Willst Du hier bleiben, Reinhold, oder bei mir?“

Kein Wort sprach der Knabe, aber seine Arme legte er um die Mutter und herzte sie so stürmisch, daß sie sich seiner Liebtöngen erwehren mußte.

So aber kam es, daß eine tapfere Frau sich endlich ihr Kind erobert hatte. —

Lebenspausen.

Von E. Schenkling.

Geburt — Leben — Tod, das sind die drei Stappen im Kreislauf der organischen Natur, aber es gibt noch eine wohl nicht weniger wichtige, die wir an diesem oder jenem Geschöpf beobachten können. „Lebenspause“ dürfte man diese wichtige Einrichtung in der Natur nennen können, nach der Organismen ohne Schädigung durch vollständige Unterbrechung aller Lebensvorgänge in einen zeitweisen Ruhezustand versetzt werden.

Mehr als anderthalbtausend Jahre hat eine solche bekannt gewordene Lebenspause gewährt. Beim Anlegen eines Weinbergs in der Dordogne stieß man auf römische Gräber und fand in den steinernen Sarkophagen Haufen von Samenkörnern. Die Schädel der Skelette ruhten darauf wie auf Kissen. Der Archäologe Audierne schloß aus verschiedenen Umständen, daß die Körner aus dem dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammten, und beobachtete, daß die von ihm in Papier gehüllten Körner nach einigen Tagen zu keimen begannen. Nach einer anderen Mitteilung brachte man in England fast zu derselben Zeit Samen aus einem Bleifarge des 12. Jahrhunderts zum Keimen. Sie waren also 800 Jahre keimfähig geblieben. Daß die Körner, die Schliemann in Hissarlik und auf Kreta fand, wie auch der Weizen aus den ägyptischen Königsgräbern wie der aus Herkulanum und Pompeji nicht zum Keimen gebracht wurden, läßt sich unschwer erklären. Aber noch durch manch anderes Beispiel könnte dieser Zustand der Leblosigkeit an ruhenden Pflanzensamen gezeigt werden.

Auch im Tierreiche finden wir solche Erscheinungen, wiewohl diese den erwähnten nur bis zu einem gewissen Punkte ähnlich sind. Zahlreiche Gliedertiere besitzen die wunderbare Fähigkeit, namentlich als Eier, jahrelang zu schlummern und bei Anfeuchtung wieder zu erwachen. Sind die scheinbar vollständig vertrockneten Würmer im Sande, die Kädertiere in den Dachrinnen, die Wärtierchen zwischen trocknen Baumrinden und die Millionen von winzigen Wesen im Straßensaube, die im regenlosen, taustreien Hochsommer lange ausharren müssen, ohne zu leben, weil ihnen der Nährboden und die Grundbedingung alles Stoffwechsels, das Wasser, fehlt, vielleicht etwas anderes? Tot sind sie nicht, denn ein Regenguß belebt sie von neuem!

Gerade in der Zeit, in der wir jetzt leben, ist für so manches Geschöpf eine Lebenspause eingetreten, und wir können so vielfach beobachten, wie es sich vor den kälteren und kalten Tagen des Winters zu schützen weiß.

Es lag in der Natur der Sache, daß sich die Naturforscher älterer und neuerer Zeit mit dem Wesen des Winterschlafes der Tiere beschäftigten. Eine ganze Reihe langvoller Namen könnte angeführt werden, deren Träger eingehende Untersuchungen über diesen Zustand anstellten. Man weiß, daß es zwei Ursachen sind, die ihn veranlassen, die herabgesetzte Temperatur und der durch diese veranlaßte Mangel an Nahrung. Durch die Kälte werden die einjährigen Pflanzen völlig vernichtet und auch die dauernden oder perennierenden in einen Winterschlaf versetzt. Dieser Umstand hat zur Folge, daß mit den Pflanzen die Pflanzentresser verschwinden. Diese Ruhe der Vegetation, der sie meist in sicheren Verstecken pfliegen, nötigt wieder eine Reihe von Fleischfressern, einige Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens abzutreten — aber bei weitem nicht alle.

Die Vögel gehen diesem Zustande durch Wanderungen nach dem Süden aus dem Wege, und auch die Säugetiere überwintern meist nicht in einem lethargischen Zustande. Von unferen Nledermäusen wissen wir, daß sie an milden Wintertagen zum Vorschein kommen, aber nach kurzem Ausflug ihre Winterverstecke wieder aufsuchen, um weiter zu schlafen. Auch die Ansicht, daß der Wä einen ununterbrochenen festen Winterschlaf halte, ist längst widerlegt. Wenn er auch nicht gleich anderen Schlafern sein Winterlager verläßt, so ist sein Schlaf doch so leise, daß er selbst beim geringsten Geräusch erwacht. Im festen Schlafe aber verbringen Igel, Bißch, Bilche und Murmeltiere den Winter, während andere Mager, wie Hamster und Eichhörnchen, nur in den kältesten Tagen schlummern. Andere Säuger, z. B. der Maulwurf, schlafen

im Winter nicht, sondern folgen ihren Beutetieren tiefer in die Erde, werden also für uns unsichtbar.

Aus dem schwankenden Verhalten, mit dem der Winterschlaf bei den Säugern auftritt, und der Tatsache, daß er solche, die sich während der kalten Jahreszeit zu erhalten vermögen, auch wenn sie klein sind — wie die Mausarten — nicht befällt, wohl aber oft größere, daher auch gegen die Kälte eigentlich widerstandsfähigere, ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit, ja fast mit absoluter Sicherheit, daß die Kälte direkt nicht von wesentlichem Einfluß ist.

Anders liegt die Sache bei den Reptilien und Amphibien. Das sind, wie man gewöhnlich sagt, „kaltblütige“ Tiere, richtiger gesagt sind es „wechselwarme, poikilotherme“, und die Temperatur ihres Blutes richtet sich nach der Luftwärme, indem sie mit dieser steigt und fällt. Graf Münster, der behufs Untersuchung der Blutwärme auf seinen Varenjagden stets ein Thermometer mit sich führte, konnte bei den erlegten Tieren während des Dezember und Januar immer noch eine Temperatur von 35—40 Grad Celsius konstatieren. Bei Schlangen und Eidechsen aber und bei Laubfröschen und Kröten sinkt mit der umgebenden Temperatur die Blutwärme beträchtlich; schon bei 10 Grad Celsius werden sie äußerst träge, und bei einer anhaltenden, um noch einige Grade geringeren Luftwärme sind ihre Lebensrichtungen ganz gelähmt; sie versinken in Lethargie.

Auch Fische hat man in diesem Zustande gefunden. Sie scheinen also, obgleich auch wechselwarme Tiere, viel resistenter gegen die Abkühlung zu sein als die wechselwarmen Reptilien und Amphibien. Der Schlampeizler, der Aal, die Schleie und der Karpfen halten einen Winterschlaf, tief im Schlamm der Gewässer eingewühlt, während die Forelle noch bei 3 Grad Celsius das Gebirgsbächlein durchhuscht. Unter den Fischen gibt es sogar Arten, die selbst ein teilweises oder vollständiges Einfrieren zu ertragen vermögen. Diese Lebenspause im Eise scheint ihnen nicht nur nicht zu schaden, sie ermöglicht ihnen vielmehr, selbst nach strengsten Wintern die Wiederaufnahme der Lebensarbeit im Frühling, verhindert also den Hungertod und die Fäulnis.

Wie steht es nun mit den Insekten? In irgendeinem Zustande müssen auch sie des kommenden Frühlingserharren, und erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit der Schutzmittel, deren sie sich bedienen. Unter der dichten Laubdecke im Walde haben sich an geschützten Orten Käfer, Wespen, Fliegen und Spinnen in großen Mengen eingefunden, um hier zu überwintern. Auch im Rulm angefaulter Bäume findet sich ein ganzes Konfortium von Winterschläfern: Hummeln, meist trachtige Weibchen, die den Frühling erwarten, um ihrer Bestimmung zu genügen und dann zu sterben, zusammengerollte Tauensfüße, Asseln und viele andere, die einer frühlichen Auferstehung entgegensehen. Aber nicht der Geselligkeitstrieb führte die Tierchen zusammen, denn wie wir sehen, sind es Vertreter der verschiedenen Arten, Gattungen und Klassen — bisweilen liegen die grimmigsten Feinde nebeneinander —, sondern der ausreichenden Schutz gewährenden Versteck. Die Mehrzahl der kurzlebigen Insekten verbringt die Winterzeit im Larven- oder Puppenzustande, in welchen Entwicklungsstadien die Tiere viel widerstandsfähiger gegen die Kälte zu sein scheinen, auch geschütztere Orte aufsuchen können, wie als Imagines (voll entwickelte Insekten). Suchen wir z. B. im Winter ein Gartenhäuschen auf, so können wir beobachten, wie die verschiedensten Insektenarten in den verschiedensten Entwicklungsstadien des künftigen Frühlingserharren. Ein gelbes Gespinnst im Winkel birgt Spinneneier — und wie sind sie vom Muttertier geschützt? Um das ihnen zunächst liegende, dicke, feste und gelbe Gespinnst zieht sich noch ein lodermaschiges, viel weitaufgeres. Ein schlechter Wärmeleiter, löse um einen gegen Kälte leicht empfindlichen Gegenstand gefügt, schützt ihn besser, als wenn er oder auch ein guter Wärmeleiter dem Gegenstand anläge. Derartige Gespinste finden sich aber nicht nur bei Spinneneiern, man beobachtet sie vielmehr bei vielen überwinterten Gliedertieren. Auch hat man gefunden, daß überwinterte Eier eine stärkere Schale besitzen als solche, deren Inwohner schon während des Sommers auskriechen. Bei den Puppen einer Schlupfwespenart ist dieses bestimmt nachgewiesen. Während einen Teil bereits im Herbst die Wespe liefert, überdauert der andere Teil den Winter, und diese haben eine weit kräftigere Schale als jene.

Recht interessant sind auch die Zustände, in denen die verschiedenen Schmetterlinge überwintern. In den laublosen Kronen unserer Obstbäume sind im Winter sepenartige Gebilde zu sehen, scheinbar aus grauer Watte bestehend. Das sind die gemeinsamen Winternester der Raupen des sogenannten Goldastfers, die anfänglich schneeweiß waren, aber durch Staub und Ruß das schmutzige Aussehen erhielten. Wenn im Frühling die lauen Tage kommen, dann verlassen die Räuption ihre gemeinsame Winterwohnung, erklettern die noch kahlen Spitzen der Aeste, lassen sich von der Sonne durchwärmen und beginnen ihre verheerende Tätigkeit: an den eben aufbrechenden Knospen. Raube Tage des witterwendischen April treiben sie in das Winterquartier zurück, das sie bei kommendem warmem Wetter von neuem verlassen — nunmehr für immer. Ganz besonders merkwürdig sind aber in dieser Hinsicht die schönen Raupen der verschiedenen Gluden, der Kupferglude, die Raupe des Prombeer-, Eichen- und Ringelspinners. Sie überwintern im halb-erwachsenen Zustande, ganz frei, flach an die Aestchen ihrer Nahrungspflanzen angelehnt, und sie mit ihren Bauchfüßen und dem Nachschieber fest umklammernd. Sie können zu kleinen Stöcken zusammenfrieren, daß man sie zerbrechen kann, aber selbst in der

gerinnigsten Kälte gehen sie nicht zugrunde, sondern erwachen in der milden Jahreszeit zu neuem Leben. Nicht minder widerstandsfähig sind die Puppen der Weißlinge. Frei und offen hängen sie überall im Garten, an der Mauer, am Pfosten der Gartenlaube, an Baumstämmen. Bei zunehmender Kälte gefrieren sie, daß sie klappern, tut nichts — scheint die Sonne wieder wärmer, dann entschlüpft ihnen der Falter. Manche Puppen, wie die der Schwärmer, Eulen und Spanner, ruhen ohne jeglichen Schutz im gestörten Erdbreich, andere sind von einer aus losen Erdkrümchen bestehenden Hülle umgeben und dritte stecken sogar in recht festen Gehäusen.

Aber auch im ausgebildeten Zustande überwintern die Schmetterlinge. Hat man Glück, so kann man an einem Baumstamm sitzend, einen Zitronenvogel finden, und im Gartenhaus, im Holzschuppen usw. entdeckt man nicht selten zu seiner Ueberraschung ein rein ausgeärbtes Tagpfauenauge. Keine Sommerlarven und andere, im Frühling fliegende häufigere Arten mehr. Allerdings sitzen die Tierchen still und unbeweglich.

In dem Gartenhäuschen, das wir zu unserer Erkursion erkoren, gibt es aber noch viele andere Insekten, die als Imagines überwintern. Sie nehmen dazu eine Stellung ein, wie einstens im Ei. Spinnen ziehen ihre Beine dicht an den kugligen Hinterleib an. Wespen und ihre Verwandten krümmen Beine und Fühler unter den Leib, schlagen die Flügel unter den Hinterleib zwischen die Beine und biegen die Körperenden gegeneinander, kurz, alle ihre Organe befinden sich in der Lage, die sie in der reifen Puppe einnehmen. Und auch von den Säugetieren wissen wir, daß sie sich zum Winterschlaf zusammenrollen, wie die Frucht im Mutterleibe. Unter den Käfern gibt es nicht wenige, die bereits im Herbst dem Puppenzustand übergeben, sich aber während des Winters an sicherem Orte verbergen und mit den ersten Sonnenstrahlen auf der Wildflur erscheinen. Dahin gehört in erster Linie der bekannte Medaillonsfreund, der Mailäfer.

Forscher wie Wallas, Saissy und in neuerer Zeit auch Jemel haben Säugetiere künstlich in Letargie zu versetzen vermocht, und findige Köpfe haben schon seit alten Zeiten — leider bis jetzt noch vergeblich — spiritisiert und spekuliert und experimentiert, um eine so praktische Einrichtung auch für den Menschen nutzbar zu machen. Es wäre wahrhaftig nicht übel, wenn wir, vielleicht auch nicht für so lange Zeit wie der Visionär Vest, dem Vellamns Einbildungskraft so tief hypnotisierte, daß er in einem unterirdischen Gewölbe von 1887 bis zum Jahre 2000 ob, Antiseptis der Verwesung und Mumifikation troste, auch einmaler erwachen könnten aus einem Zustande, der nicht Schlaf, nicht Tod, nicht Scheintod genannt werden kann — wissend, daß die an Ausgaben so reiche Winterzeit hinter uns und der goldene Frühling vor uns liegt.

Kleines feuilleton.

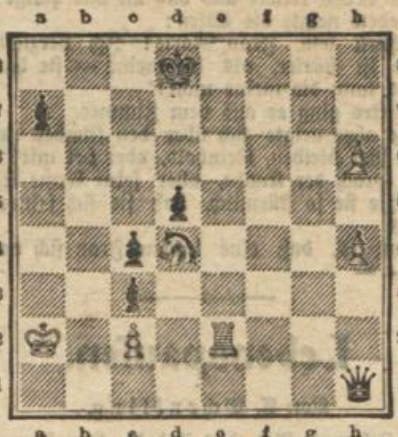
Sprachwissenschaftliches.

Die Deutung des Krankheitsnamens „Gicht“ Die Bedeutung des Wortes „Gicht“ als Krankheitsname ist heute bekanntlich in der ärztlichen Wissenschaft festgelegt; wenn auch die Volkssprache noch allenthalben eine Menge wesentlich verschiedener Krankheiten, so besonders Rheumatismus, Gliederreizen, Gichtweh, und in der Mehrzahlform „Gichter“ die Krämpfe und Zudungen namentlich bei kleinen Kindern mit diesem Wort bezeichnet, so dient es doch als ärztlicher Kunstausdruck nur noch zur Bezeichnung einer bestimmten Krankheit, nämlich der „Arthritis uratica“, die in der Ablagerung harnsaurer Salze im Körper und den dadurch hervorgerufenen Folgewirkungen ihre Eigentümlichkeit hat. Anders steht es dagegen mit der Deutung des Wortes, die bisher wenigstens zwar zu sehr vielen Erklärungsversuchen, aber zu keiner annehmbaren Lösung geführt hat. Zwar war man sich unter Fachleuten darüber klar, daß das Wort aus deutschem Sprachstoff abzuleiten sein müsse, doch waren die gemachten Versuche keineswegs überzeugend. In der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur“ (Bd. 53, Heft 2) hat nun Prof. Primus Lessial in Freiburg i. Schw. dem sprachlichen und sachlichen Ursprung dieses Wortes eine inhaltreiche Studie gewidmet, die allem Anscheine nach die endgültige Aufklärung gibt. Nach Lessial gehört die Gicht in der Vorstellung unserer Vorfahren zu jenen Krankheiten, die ihren Ursprung in einer Verpöschung oder Verherzung haben, und wofür der „Gegenschuß“ das noch heute deutliche bekannteste Beispiel ist; in dieser Vorstellung wurzelt daher auch der Name „Gicht“ selbst, der auf den noch in „beichten“ und anderen Wörtern erhaltenen alten Wortstamm „leben“ oder „gehen“ zurückgeht, der ursprünglich „sprechen, sagen, belennen“, weiterhin aber „besprechen, begaubern, verbergen“ usw. bedeutet. „Gicht“ oder in manden Mundarten auch „Bergicht“, bedeutet also ursprünglich gar nichts anderes als „Zauber, Verpöschung, Verherzung“, was dann zu der Bedeutung der Krankheit oder der verschiedenen Krankheiten führte, die man als die Wirkung solcher Verpöschung ansah. Dieser Ursprung des Wortes geht besonders deutlich aus einer stabweimenden Beschwörungsformel aus den südbösterreichischen Alpen hervor, wo „Bergicht“ und „Bergmeinte“ (von „vermeinen“ = Böses denken) zusammen von der Mutter Maria vom Reichen weg, und auf die Felsen hinverbannet werden. So erklärt sich wohl auch das alte Wort „Sunne gicht“ (Sonnengicht), das meist als „Sonnenuwende“ gedeutet wird, aber eigentlich wohl ebenfalls; „Sonnenuwende“, „Sonnenschwärzung“ bedeutet.

Schach.

Unter Leitung von E. Kapin.

Geri Rink.



Weiß zieht und gewinnt.

Die letzte Nummer der „Wiener Schachzeitung“ bringt folgende interessante Partie von theoretischer Bedeutung:

Damengambit.

Attalinski. Defendaron.

1. d2—d4 d7—d5
2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 c7—c5
4. Sg1—f3 c5×d4
5. Sf3×d4 e6—e5
6. Sd4—b5 d5—d4
7. Sc3—d5 Sb8—a6
8. e2—e3

In der Partie Rollevi-Spielmann zu Karlsbad 1911 geschah: 8. Da4, Ld7; 9. g3, Le6; 10. Lg2, Se7!; 11. 0—0, Dd7; 12. e4, S×d5; 13. e×d5, L×b5; 14. D×b5, D×b5; 15. c×b5, Sc5 zc. Weiß hat seinen Vorteil.

8. Sg8—f6
9. Sd5×f6f

Gut ist auch 9. e×d4, S×S; 10. c×d5, D×d5; 11. d×e5, Lb4f; 12. Sc3, D×e5f; 13. De2 zc.

9. Dd8×f6
10. e3×d4

In Betracht kommt auch 10. a3, Le5; 11. e×d4, L×d4; 12. S×L zc.

10. Lf8—b4f
11. Lc1—d2 e5×d4
12. Ld2×b4

Auf 12. a3 folgt 12. . . . 0—0!; 13. a×b4, Te3f zc. Oder 12. a3, Te3f; 15. Le2, Lg4; 16. f3, d3;

17. D×d3, D×b2; 18. Kf2, Lf5!;
19. D×f5, T×e2f; 20. Kg3, T×g2f;
21. Kh3, Tg6; 22. Tag1, Th6f;
23. Kg3, Tg6f; 24. Kh3, Th6f zc.

Am besten war hier 16. 0—0!, L×L; (17. . . . T×L; 18. Db2)

17. Da4, Sc6; 18. b4, L×T;
19. T×L, Kc8; 20. b5, Kb8;
21. Sc7, K×S; 22. b×c6, D×c6;
23. D×a7, D×c4; 24. Tbl zc.

16. d4—d3

17. 0—0 Te8×e2
18. f3×g4 Df6—d4f
19. D×b2?; 10. Kh1, T×g2;
20. Df3 zc

19. Kg1—h1 Dd4—e4

19. Sc2; 20. Tf3, Se3; 21. Dg1, d2; 22. Td1, Kc8; 23. h3, f6; (Sonst T×f7) 24. e5! nebst ebenf. b2—b4—b5—b6—Sc7 zc.
20. Tf1—g1 d3—d2
21. Dd1—a4 Sb4—d3
22. Ta1—f1 Sd3—f2f
23. Tf1×f2 Te2×f2
24. h2—h3

24. D×a7?, D×g2f! zc.
25. De4—d4
25. Da4—a5f Kd8—e7!
26. b6?; 27. D×a7, d1D;
28. D×b6f, D×D; 29. T×Df nebst S×D zc.
26. Sa8—e7

Auch 28. Da3f nicht möglich, z. B. 26. Da3f, Kd7; 27. D×a7, Ke7;

28. Da3f, Kf6!; 29. Db3!, Kc6!;
30. Dd1!, D×e4!; 31. Db1f, Kh8 zc.
26. d2—d1D
27. Sc7—d5f Ke7—e8!
27. Ke8f; 28. Te1f, Te2!;
29. Sf4f zc.
28. Da5—c7 Dd1×g1f

Setzt würde auf 28. Te1f die Antwort 28. . . . Te2!

29. Kh1×g1 Tf2—e2f!
30. Kg1—h1 Te2—e1f
31. Kh1—h2 Dd4—e5f
32. De7×e5 Te1×e5
33. Sb1—c3
33. Te5—e5
34. b2—b3 Te5—e5
35. Kh2—g1
- Ober 35. Sb5, a6; 36. Sd6f, Kd7;
37. S×b7, Kc7 zc.
35. Te5—e1f
36. Kg1—f1
36. Kh2, Kd7 zc.
36. Te1—o1
37. Sc3—b5 Te1—c2f
38. Kf2—g1 Te2×a2
39. Sb5—d6f Ke8—d7
40. Sd6×b7 Kd7—c6
41. Sb7—d8f Kc6—c5
42. Sd8×f7 Ta2—b2
43. Sf7—g5 Tb2×b3
44. Sg5×h7 a7—a5

Aufgegeben.

Zur Vermeldung der oben ange-

deuteten schwierigen Varianten pflegt

man nach 1. d4, d5; 2. e4, e6;

3. Sc3, e5 mit 4. c×d5, e6×d5;

5. Sf3, Sc6; 6. g3, Sf6; 7. Lg2!

Le6; 8. 0—0, h6 (von E. Lasker zur

Verhinderung von Lg5 angegeben)

fortzusetzen. Weiß erlangt aber mit

9. b3! nebst Lb2 das bessere Spiel.